Stationen der

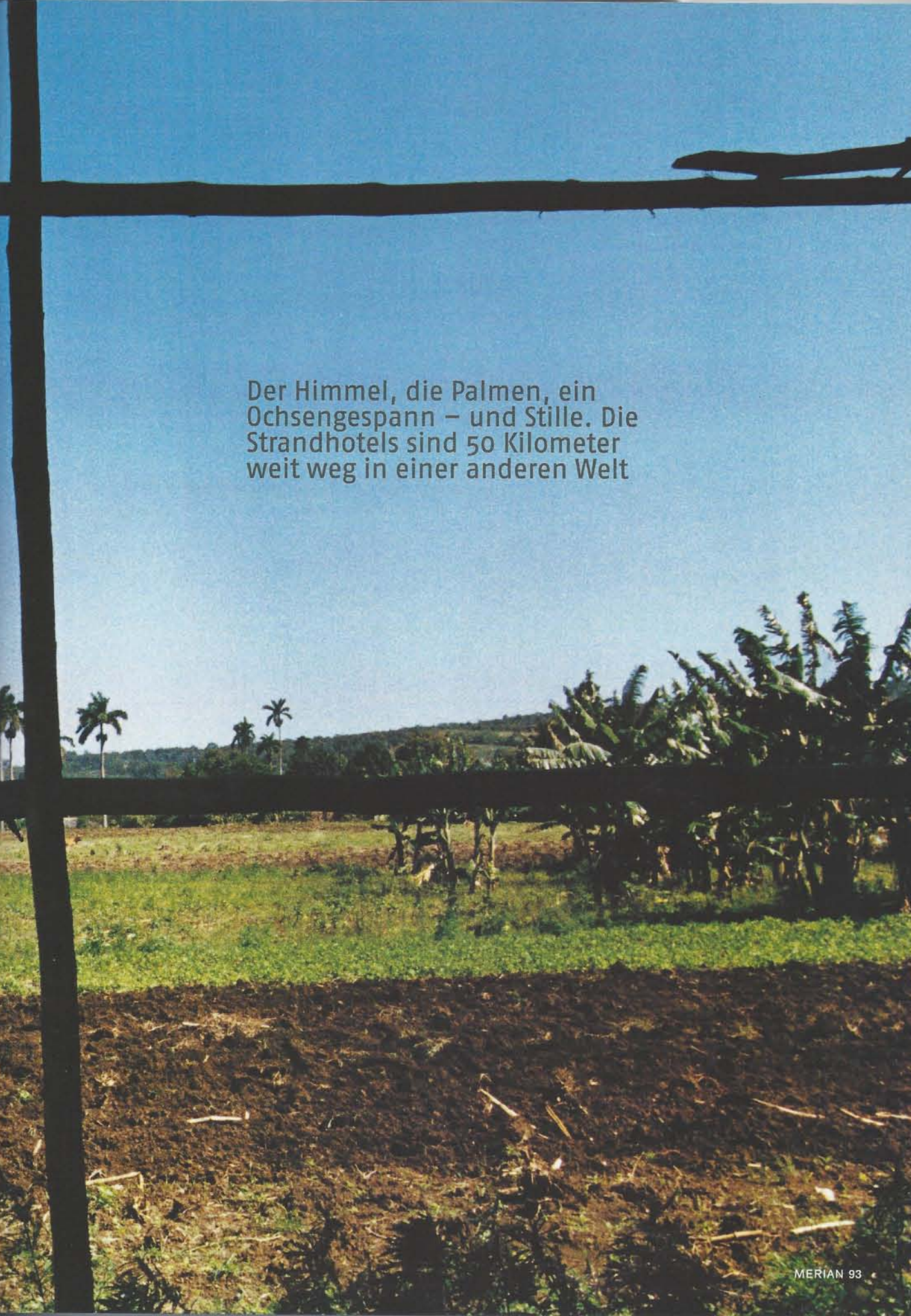
Auf dem Weg von Cueto nach Marcané. Morgens fährt der Zug in die eine Richtung, abends zurück. Und manchmal fährt er gar nicht

Sehnsucht

Ein Mann fährt über die Dörfer zu seiner Geliebten – davon erzählt Compay Segundos Lied Chan Chan. Wer ihm folgt, macht eine Reise in den ostkubanischen Provinzalltag

Text: Barbara Baumgartner, Angelika Dietrich Fotos: Jordis Schlösser

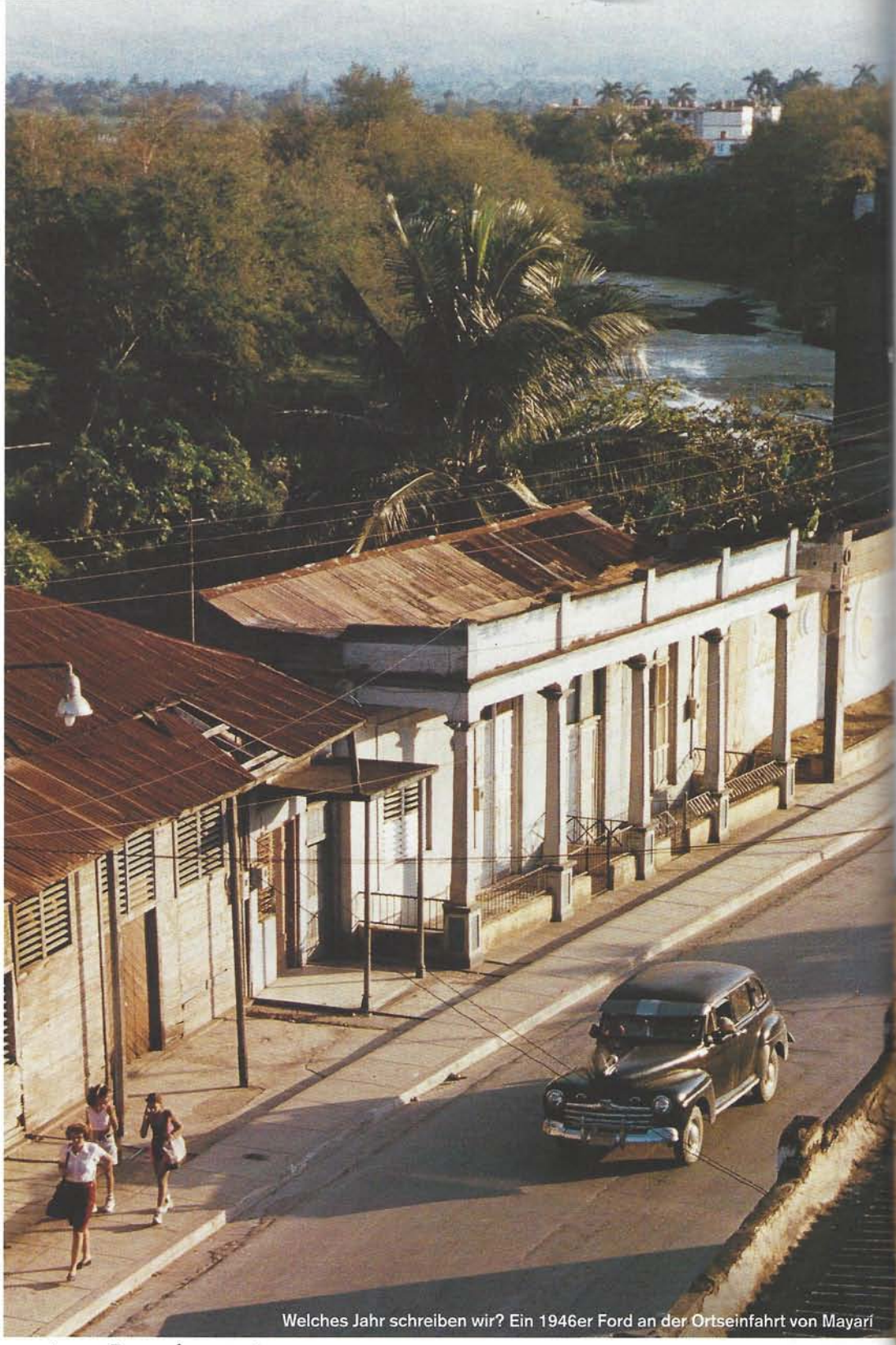
Ein Bauer pflügt sein Feld bei Mayari. Der Sohn turnt auf dem Gerüst, wo nach der Tabakernte die Blätter zum Trocknen hängen



Der Himmel, die Palmen, ein Ochsengespann – und Stille. Die Strandhotels sind 50 Kilometer weit weg in einer anderen Welt

Morgen in Mayarí. Der Ort liegt an einem Fluss, daher die fette Beute des Anglers

Der Alltag malt Bilder, schön wie das unerwartete Zusammentreffen von Fisch, Hund und Fahrradfahrer auf dem Hauptplatz einer Kleinstadt



Welches Jahr schreiben wir? Ein 1946er Ford an der Ortseinfahrt von Mayarí

Über den verlorensten Provinzorten liegt eine Nostalgie, die Fremde verzaubert. Wie hart das Leben hier ist, härter noch als in der Stadt, wird von ihnen leicht übersehen

Zwischen Cueto und Mayarí. Vater und Tochter sind auf dem Weg zu einem Fest, wo auch die Gitarre nicht fehlen darf

Ein Hahn und sein Besitzer in Cueto. Stolz sind sie beide

Der Zug wird kommen. Er ist am Morgen in den Süden gefahren, also fährt er abends wieder zurück. „Glaub mir", sagt ein Mann auf dem Bahnsteig, „ich war früher Schaffner". Ein seit Stunden überfälliger Zug ist in Kuba kein Grund für Ungeduld.

De Alto Cedro voy para Marcané
luego a Cueto voy para Mayarí
Von Alto Cedro fahr ich nach Marcané
dann von Cueto weiter nach Mayarí

Alto Cedro ist ein Halt an der Zuglinie Santiago – Antilla. Das Dorf ist winzig, nicht viel mehr als zwei Zeilen ebenerdiger Häuser hinter Palmen und Bananenstauden. Einen richtigen Bahnhof hat es nicht; eine betonierte Plattform mit ein paar Bänken – das ist die Station. Zwischen den Gleisen grasen Ziegen. Von einem Haus gegenüber leuchtet ein verlockendes Wandbild: drei mal drei Eiskugeln auf der Waffel, arrangiert zu einem Fächer; daneben steht in geschwungenen Lettern „El Frozzen". Doch es gibt kein Eis hier, obwohl hinter dem Tresen ein neu aussehender Softeis-Automat glänzt, nur Zigaretten und billigen Rum und die Möglichkeit, sich unter dem Vordach auf ein kleines Podest zu setzen und sich die Schuhe polieren zu lassen.

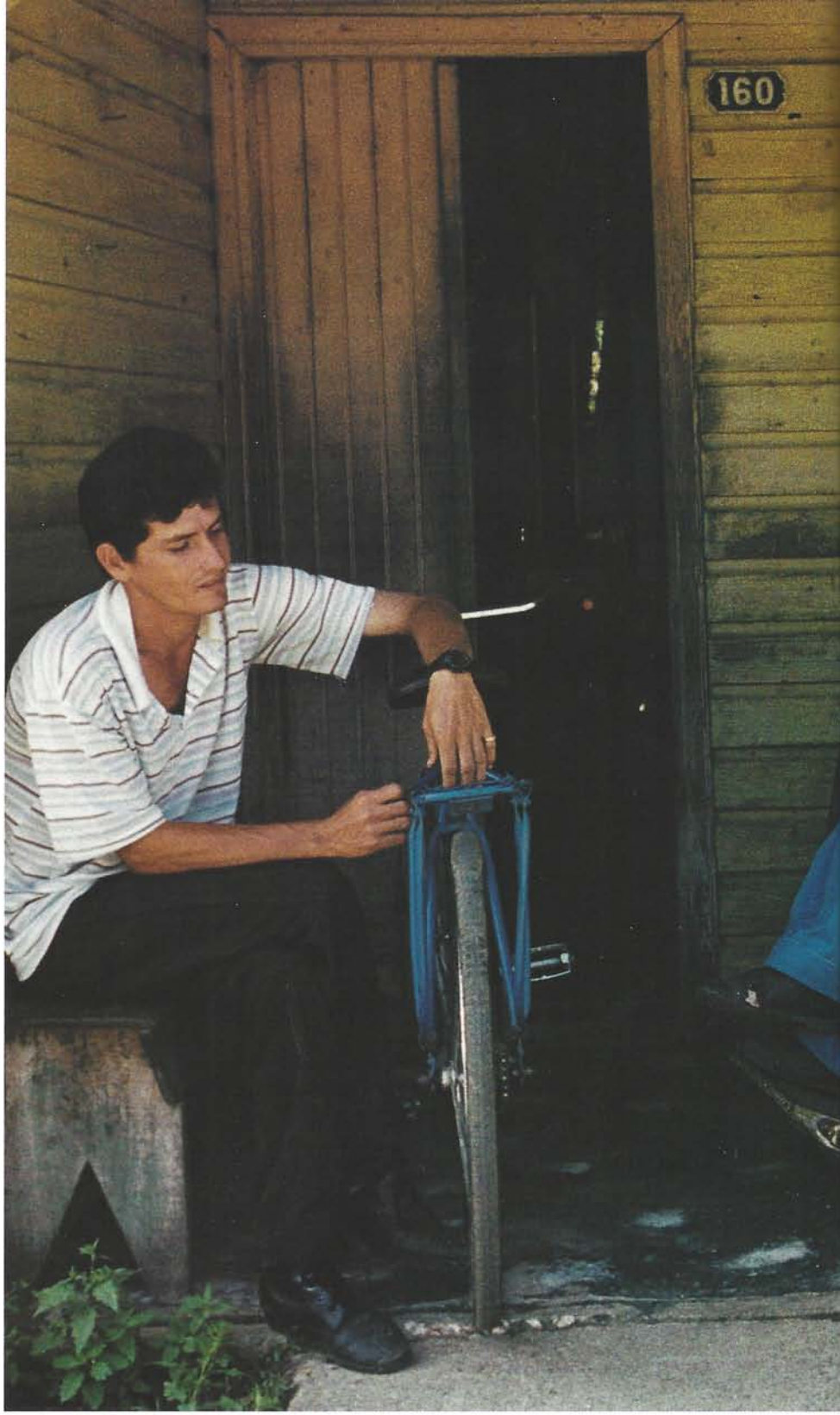
Der Nachmittag ist fast vorbei. Ein Junge kommt zu einer Gruppe Mädchen gelaufen, hält ihnen ein paar hellbraune Lederschuhe hin: „Wer hat kleine Füße? 25 Pesos, und ich gebe sie her." Aber die Füße der Mädchen sind zu groß.

„Ein Bonbon?" Der Eisenbahnpensionär holt ein Stück Zeitungspapier aus seiner Hosentasche, darin weiche, braune, klebrige Kugeln. „Aus Zuckerrohr." Sie schmecken sandig-süß. Warum wir in Alto Cedro seien? Compay Segundos „Chan Chan" – wir sind neugierig auf die Dörfer, die in dem Lied vorkommen. Das gefällt ihm, er strahlt.

Wenn morgens die Lagerhäuser öffnen, füllen sich in Cueto die Straßen

In Alto Cedro ist beim Überqueren der Gleise kaum Vorsicht nötig

Hinter Mayarí leuchtet Frühnebel über der Landschaft in der aufgehenden Sonne



„Hay más tiempo que vida", lautet eine Redensart auf Kuba: Es gibt mehr Zeit als Leben. Zeit im Überfluss! Und immer Gesellschaft, um sie sich angenehm zu vertreiben

Zum Haareschneiden kann man in den Friseursalon von Alto Cedro natürlich auch kommen

Der Fluss Mayarí ist eine Lebensader der Region.

Ein Bauer verkauft Gemüse in Cueto. Erlaubt sind die freien Märkte erst seit 1994

Im Mayarí wird gern gebadet. Auch wenn Lastwagen in ihm gewaschen werden

„Compay! Ich hab ihn hier auf dem Bahnsteig sitzen sehen, mit seiner Gitarre. Er war auf dem Weg nach Mayarí."

Das muss vor dem Ruhm gewesen sein, der mit einer Platte und einem Film über ein paar alte kubanische Musiker kam und ihnen die Konzertsäle der Welt öffnete und die Herzen unzähliger Menschen. Seitdem warten die alten Herren des Buena Vista Social Club in Airline-Lobbys und nicht mehr auf Provinzbahnhöfen. Und seitdem klingen auch die Namen der vier kleinen ostkubanischen Orte Alto Cedro, Marcané, Cueto und Mayarí so vertraut, durch die ein Mann namens Chan Chan zu seiner Geliebten Juanita fährt.

Meine Liebe zu dir
kann ich nicht leugnen
der Mund wird mir wässrig
ich kann nichts dafür

„Compay hatte Familie in Mayarí", sagt der Mann mit den Bonbons, „deshalb schrieb er ein Lied über die Fahrt dorthin." Aber handelt Chan Chan nicht vom Verliebtsein? „Ja, ein Mädchen hatte er dort auch. Familie und ein Mädchen."

Ein junges Mädchen im engen, hellgrünen Kleid quert die Gleise, in der Hand hat sie ein Fläschchen. Giselle, die Ärztin. Gerade 24 ist sie. Ihre Lippen sind rosa geschminkt, die Augen mit blauem Kajal umrandet – das Make-up der Mädchen aus dem Süden. In Plateauschuhen läuft die hübsche Schwarzhaarige über die Lehmstraße zurück ins *consultorio*, das Arzthaus. In der kleinen Plastikschachtel an der Tür steckt ein Zettel: Jemand hat eine Nachricht hinterlassen.

700 Menschen betreut Giselle, meist kommen die Patienten wegen Erkältungen, Durchfall oder Schwangerschaft zu ihr. Stolz zeigt sie den Behandlungsraum: ein alter Gynäkologiestuhl, eine rostige Baby-Waage, auf einem Schränkchen zwei Pappschachteln – die Kartei der Schwangeren, alles säuberlich geordnet und blitzblank. Im hinteren Teil des Hauses die Wohnräume: Küche, Schlafzimmer, Wohn-

Porträt des Künstlers als schöner Mann: Maler Adrian aus Cueto

zimmer. Hier wohnt Giselle mit ihrem Mann Willmer, 26, auch er ist Arzt. Der zweijährige Sohn der beiden kam schon auf die Welt, als sie noch in der Provinzhauptstadt Holguín studierten. Zwei Jahre müssen sie nun auf dem Land praktizieren, wie jeder junge Arzt. „Man weiß von Anfang an, worauf man sich einzurichten hat", sagt Willmer, der in Jeans und mit nacktem Oberkörper in einem Korbstuhl sitzt.

Langsam wird es dämmrig, die Sonne geht unter, da endlich erheben sich die Wartenden am Bahnsteig: Der Zug kommt.

Unter Rucken und Schütteln fahren wir in die hereinbrechende Nacht. Erst ist noch ein Streifen Licht über den Feldern zu sehen, dann nur mehr die Mondsichel und Zuckerrohr, das sich wie ein Scherenschnitt von dem nachtblauen Himmel abhebt. Im Waggon ist es finster bis auf ein paar glühende Zigarettenspitzen und – für einen Moment – die Taschenlampen der zwei jungen Schaffner. Von uns wollen sie kein Geld: „Touristen bezahlen nicht."

Wenn Iwan an seiner Zigarette zieht, beleuchtet die Glut sein Gesicht, und seine drei silbernen Halskettchen schimmern. Ein- bis zweimal die Woche fährt der 21-Jährige morgens um sechs die vier Stunden von Antilla nach Santiago und abends wieder zurück. „Geschäfte", raunt er. Iwan schmuggelt Langusten, fangfrisch in Plastiktüten verpackt.

Dort oben in Antilla, wo er herkommt, lassen sich keine Geschäfte machen, sagt er – aber in Santiago, da sind die Touristen, da wollen die Besitzer der *paladares*, der kleinen Privatrestaurants, ihren Gästen das begehrte süße Fleisch bieten können. Die Schalentiere sind Dollars wert, von denen sich Iwan am liebsten Markenklamotten kauft: Nike, Adidas. „Für mich und meinen kleinen Bruder", sagt er, dann hält der Zug schon in Marcané.

Marcané, das ist „El Central". Der Schornstein der Zuckerfabrik überragt schnurgerade Reihen kleiner Häuser, die aussehen, als wäre die Fabrik der Grund ihrer Existenz. Inzwischen bringen die Touristen Kuba mehr Devisen als der Zucker, doch wer übers Land fährt, trifft allerorten auf Parolen, die den Ernteeinsatz zur patriotischen Tat aufblähen. In drei Tagen soll die *zafra* auf den Feldern um Marcané beginnen.

Vor der Arbeiterkantine steht, an sein Motorrad gelehnt, Ulysses. Er spricht Deutsch, von 1982 bis 1984 war er Schlosser in einem großen Betrieb in Ostberlin. Es gibt noch eine Ehefrau in Deutschland und einen 16-jährigen Sohn, dem er manchmal schreibt. Die Kollegen hat er als feindselig in Erinnerung, immer in Angst, er könne etwas mit ihren Mädchen anfangen. Starke Arme, goldbraune Haut, weiße Zähne – er wird seine Wirkung gehabt haben in Ostberlin.

Hautenge Hüllen sind auch in den Cafés von Cueto ganz groß in Mode

Wenn Juanita und Chan Chan
gemeinsam am Strand Sand siebten
wie wackelte da ihr Hintern
und Chan Chan wurde erregt

„Compay Segundo besang die vier Dörfer, weil eine wichtige Episode im Unabhängigkeitskrieg hier stattfand." Der stellvertretende Direktor von Marcanés Grundschule erklärt die Leidenschaft des Liedes im Sinne der Regierung. Unser Besuch scheint ihn nervös zu machen. Nein, zeigen wolle er uns die Schule nicht – „es kommen auch Leute mit schlechten Absichten. Sie machen Fotos und veröffentlichen sie mit abfälligen Bildunterschriften."

So sehen wir nur den Treppenaufgang. An der Wand steht der Text der Nationalhymne und davor in Stein José Martí, der große Dichter und Unabhängigkeitskämpfer: ein kleiner, schmaler Mann mit einem geschwungenen Schnurrbart, der ihm auf Bildern einen melancholischen Ausdruck verleiht.

In der Dorfbibliothek von Marcané füllen Martís Werke einen ganzen Schrank, daneben steht ein Regal mit Thomas Mann, Anna Seghers, Bertolt Brecht. Der zierlichen Frau hinter dem Tisch sagen die Namen nichts. Sie ist nur zur Aushilfe hier, eigentlich könne sie nicht arbeiten: eine Blutkrankheit. Sie heisst Marcela, ist 36, aber ihre Augen und ihr Lachen sind die eines jungen Mädchens. Für den Mittag lädt sie uns ein, in ihr Haus zu kommen.

Wir sind nicht die einzigen Besucher. In dem Wohnzimmer, wo der grüne Putz von den Wänden blättert und unter rohen Deckenbalken ein Kronleuchter aus trübem Glas hängt, sitzt schon ein hagerer älterer Mann im Schaukelstuhl. Er hat einen Schutzhelm der Fabrik auf, unter dem er noch schmaler wirkt. „Casán, ein Freund vom CDR", stellt Marcela vor.

Der Freund ist sogar CDR-Präsident. Stolz erklärt er die Organisation jener dichtgestreuten „Komitees zur Verteidigung der Revolution", durch die das Regime Augen und Ohren in jeder Gasse, jedem Block, jedem Haus der Insel haben will. Marcané ist in zehn Zonen eingeteilt, in jeder Zone gibt es vier CDRs, in jedem CDR vier Aktive. 160 Aufpasser für 5000 Einwohner. „Wir müssen die Konterrevolution verhindern", sagt das Männlein und sein Gebiss klappert. „Nicht alle in Kuba sind für die Revolution. Es gibt Grüppchen", er besinnt sich, „kleine Grüppchen, die dagegen sind." Was ist dem CDR verdächtig? *Radio Martí* zu hören, den Sender der Exilkubaner in Miami? „Nur, wenn es so laut ist, dass es auf die Straße dringt."

Wir fahren weiter nach Cueto.

Räum die trockenen Zuckerrohrblätter
aus dem Weg
Damit ich zu dem Baumstumpf komme
Ich will mich setzen

„Er war verliebt, deshalb sang Compay dieses Lied." Die Filmvorführerin lehnt im Türrahmen von Cuetos Kino. „Früher war das hier ein sehr lustiger, fröhlicher Ort, dann zogen alle weg." Einmal im Monat läuft ein Film, meist

Gut gelaunt auf die Reise: ein Paar im Zug am Bahnhof von Cueto

ein amerikanischer Action-Streifen. „Sonst kommen die Leute nicht."

Neben dem Kino führt eine schmale Steintreppe nach oben, der junge Maler bereitet dort eine Ausstellung vor. Auf dem Boden sind seine Bilder ausgebreitet, immer wieder taucht Ché Guevara in ihnen auf, mal unten in der Ecke, mal oben am Rand. „Damit will ich sagen, dass du die Kunst kommerzialisieren musst – und auf Kuba heißt das, Ché zu malen." Aber Politik interessiere ihn nicht im Geringsten.

Adrian, wie kommen wir nach Mayarí? Der Zug fährt dort nicht hin. Wie wird Compay nach Mayarí gelangt sein? Zu seiner Liebsten, zu seiner Familie? Die Leute in Cueto haben viele Antworten: „Er hat den Laster genommen, bestimmt." Den Lastwagen mit den Bänken auf der Ladefläche, bestimmt trug auch damals einer sein Brot unter dem Arm, stillte eine Mutter ihr Kind. „Nein, er ist mit der Kutsche gefahren." Auf einem jener ruckelnden Pferdewagen mit dem Plastikbaldachin und den Laternen, deren Kerzen sie anzünden, wenn die Dämmerung hereinbricht. „Nein, er hat sicher einen Wagen genommen." Fuhr per Autostopp, wie es alle machen, die nicht auf einen Laster oder ein Pferdetaxi warten wollen. Bestimmt hielt der Wagen ein paar Mal an, ließ Schulkinder ein-, Frauen mit Einkaufsnetzen aussteigen. War es ein Chevrolet, ein Buick, ein Chrysler? Himmelblau, rostrot, türkis ?

Uns nimmt ein hellblauer Chevrolet mit nach Mayarí, die Windschutzscheibe hat einen Sprung, durch die Sitze kommen die Federn, die einzige Fensterkurbel wird bei Bedarf angesetzt, um die Scheiben hochzudrehen.

Mayarí ist ein großes Dorf, es gibt ein Krankenhaus hier, eine Kirche, zweigeschossige Häuser, eine Tankstelle mit angeschlossenem Dollarshop, einen Markt – mit einer Traube von Schwarzhändlern davor – , ein Motel.

An der Hauptstraße wohnt Antonio. Vor dem Ruhestand war er Chemie-Ingenieur und noch davor Guerillero. Im Wohnzimmer steht eine Fotografie aus der Zeit; sie sieht aus wie eines der berühmten Bilder vom Ché. „Aber es wurde früher aufgenommen." Er lacht, doch das täuscht nicht über den Stolz hinweg, denn Antonio hat die Revolution geliebt. „Die Guerilla, das ist Euphorie! Das kommt vom Herzen, dagegen haben die Soldaten einfach keine Chance. Aber natürlich waren wir verrückt: Wir haben Bomben gebastelt, ohne jede Ausbildung. Meinem Sohn würde ich das verbieten!"

Zwei Jahre kämpfte er in der Sierra, da war er Anfang zwanzig. In seiner Einheit hatte Raúl Castro das Kommando, Fidels jüngerer Bruder, der jetzt das ganze Heer befiehlt. „Witze hat der gerissen, was für Witze. Er war ein viel lustigerer Typ als Fidel."

Als die triumphierenden Revolutionäre am 1. Januar 1959 in Santiago einzogen, war Antonio nicht unter ihnen; krank musste er noch in den Bergen bleiben. Für ihn wird der Tag des Sieges immer jener 19. Dezember sein, an dem seine Truppe ein Dorf bei Santiago befreite: Die Menschen empfingen sie euphorisch, zupften ihn an Bart und Wangen. „Ein paar Tage lang waren wir von Umarmungen wie betäubt."

Antonio teilt das Haus mit seiner Ex-Frau, einer sanften Person, die es versteht, aus dem dürftigen Angebot des Marktes wunderbares Essen zu kochen: Rindfleisch in würziger Soße, Maisbrei, gedünstete Yukka. Die Frau bewohnt mit der Tochter die zwei Zimmer links vom Flur, Antonio und der Sohn leben rechts. Es scheint ein einträchtiges, von stiller Zuneigung getragenes Arrangement.

Von Alto Cedro fahr ich nach Marcané dann von Cueto weiter nach Mayarí.

Am anderen Morgen werden wir verhört. Der Immigrationsoffizier hat uns vorgeladen und noch einen Kollegen von der Staatssicherheit dazubestellt. Man hat ein Dossier über uns angefertigt, mit unverkennbarer Genugtuung deuten die Polizisten an, über jeden unserer Schritte in den letzten drei Tagen bestens unterrichtet zu sein. Was wir in diesen kleinen Dörfern wollten? Chan Chan, Company Segundo – die Erklärung reicht den Polizisten nicht.

An der Wand hängt ein Plakat des Touristenressorts Guardalavaca: Palmen, schneeweißer Sand, azurblaues Meer. Darauf zeigt der Offizier, da möchte er uns haben, warum sind wir nicht dorthin gefahren? Der Strand sei ein Traum. Der Kollege nickt. Dann beschwichtigen sie: Alles sei in Ordnung, solange wir Castro und die Revolution liebten. Wir versprechen, noch am Nachmittag nach Guardalavaca weiterzufahren. Der Polizist nennt uns Hotels.

Die Prozedur hat nicht lange gedauert, war auch nicht besonders bedrohlich – doch danach fallen uns wieder die vielen Situationen ein, wo Menschen auf der Straße andere Ansichten äußerten als hinter ihrer Haustür. Wir erinnern uns an das blanke Entsetzen im Gesicht des jungen Habaneros, als wir den Namen Castro eine Spur zu laut aussprachen: Da saßen wir mit ihm in einem kleinen Restaurant und in Hörweite aßen andere Kubaner.

Guardalavaca liegt 50 km entfernt in einer anderen Welt. In der Hotelbar lassen sonnensatte Touristen das Eis in ihren Cocktails schmelzen, auf der Bühne packen Musiker ihre Instrumente aus, bald erklingen die ersten Akkorde des Chan Chan. „De alto Cedro voy para Marcané ...". Alto Cedro. Marcané. Cueto und Mayarí. Hier sind die Namen nur melodische Silben.

Barbara Baumgartner, MERIAN-*Redakteurin, und* **Angelika Dietrich,** *freie Journalistin in München, haben den Inhalt dieses Heftes gemeinsam konzipiert und redaktionell betreut.*
Jordis Schlösser, *Fotografin in Berlin, ist Mitglied der* Agentur Ostkreuz.